

Ilias nach Homer.

Kleines Theater: König Candaulus von André Gide.

Herr Barnowsky hat zwar bisher noch nicht bewiesen, daß ihn besondere Fähigkeiten zum Theaterdirektor auszeichnen, aber gestern Abend hat er wenigstens glauben gemacht, daß er den Berliner Bühnenleitern ein guter Kollege ist. Wenigstens läßt sich für die Aufführung des „König Candaulus“ von Gide schlechterdings kein anderer Grund finden, als daß er für die Berliner Bühne Neuland machen wollte, die den Namen Hebbels als Firmenschild führt. Die Alten nannten „Ilias post Homerum“ den „fruchtlosen Versuch, etwas noch einmal zu machen, was ein anderer längst schon viel besser gemacht“ — wir werden nun wohl von einem „Gyges nach Hebel“ sprechen müssen. Monsieur Gide wäre zu begreifen, wenn er mit französischer Kanonara aller Fremden Hebbels Meisterwerk nicht kannte, da er es aber seinem eigenen Verständnis nach kennt, ist der Weg seiner Talentlosigkeit unentschuldigbar. Der Unterschied zwischen Hebbels und seinem Werk ist der, daß unser Dichter in den Märchenstoff eine Fülle von Ideen und feinsten Motivierungen trägt, der Franzose ihn zu einer orientalischen Geratelintrige verdroßt. Im ersten Akt huscht noch die Anschauung vorüber, daß es ein doppeltes Glück gebe: eines der Oberflächennaturen, die es im Reich der Welt sehen, und eines der Tiefenmenschen, die der Alleinbesitz des Geliebten freudig macht. Das ist weder neu noch erschütternd, aber eine wenn auch magere Idee. Bald verschwindet auch sie, und es bleibt nur eine uninteressante Welt- und Volksgeschichte. Niemand, auch Gyges nicht, begreift, was Hebel durch hundert Jahre Einzelzüge zu begründen sucht: warum Candaulus so verfallen darauf ist, Gyges in sein eheliches Schlafgemach zu führen. Der Hebbelsche Candaulus hat für sich keine Perberität und Decadence, der Gidesche nichts weiter als die Autorität des Herodot. Nur daß Herodot an alles eher gedacht hat als daran, Pariser Bühnenprüfungen Sujets zu liefern. Es hat sich gestern zur Klarheit gezeigt,

Kleines Theater. Barnowskys leidenschaftliche Liebe zu den nichtdeutschen Dramatikern hat ihm wieder einmal einen Mißerfolg gebracht: André Gide's „König Candaulus“ hat eine deutliche Ablehnung erfahren. Das hätte sich Barnowsky von vornherein sagen können, zumal nicht der geringste Anlaß vorlag, uns mit dieser französischen „Verarbeitung“ der Gyges-Sage bekannt zu machen. Sie reizt nicht einmal zum Vergleich mit Hebbels wichtigem Drama. Möglich, daß das rein Erotische das Publikum in Geduld ausharren ließ. Wer daran sein einziges Verlangen findet, braucht aber wahrhaftig nicht erst zu Barnowsky zu gehen. Candaulus, der letzte Sproß der Geratiden, wird bei Gide zu einer fast unmöglichen Figur, zu einem exzellenten Watschlappen. Die rohe Tat des Gyges, sein ungerates Weib einfach niederzustechen, erwirbt ihm die Freundschaft des Königs, der ihm als kostbarstes Freundschaftsgeschenk eine Nacht bei der Königin Nyssia anbietet. Die Szene im Schlafgemach bringt Gide natürlich auf die Bühne. Man empfindet diese Vorstadtmaße wie einen Schlag ins Gesicht. Als Nyssia nun erfährt, mit wem sie das Vergnügen gehabt, gerät sie in fürchterliche Wut, und Gyges muß den König meuchlings erdolchen. Beim nachfolgenden Liebesmahl kommt es noch zu einer Bankzene, die das einzige fröhliche Empfinden auslöst: man muß herzlich lachen. Den Darstellern machte das Zimmerdrama augenscheinlich kein sonderliches Vergnügen, und es seien ihnen in Anbetracht der Verhältnisse gern mildernde Umstände zugebilligt. Schade um die Mühe und die läßliche Ausstattung. W-r.

Berliner neueste Nachrichten

10. Jan. 1908

Kleines Theater

Zum ersten Male: „Der König Candaulus“. Drama in 3 Akten von André Gide. Deutsch von Franz Blei.

Der Abend bot in mehrfacher Beziehung eine Enttäuschung. Der französische Autor bewies zunächst, wie selbst ein so wirklames Thema, wie das von Gyges' Rauberring in solcher dramatischer Behandlung lang- und langlos verpufft. Denn grundfalsch hat Gide die Sache angegriffen, und ein solches Publikum existiert, trotz aller Beliebtheit theatralischer Extravaganzen, noch nicht, das dieser merkwürdigen Art, ein Theaterstück zu gestalten, Interesse abgewinnt. Die Kernpunkte der Handlung sind mit flüchtiger

Unbeholfenheit angebeutet, während Nebenächlichkeiten breit ausgehoben werden. Ähnlich verhält es sich mit der Psychologie der Menschen. Candaulus und Gyges' Taten gehen aus uralten Motiven hervor und die Königin — hier Nyssia genannt — ist ein steif stilisiertes Gewächs ohne Farbe und Leben. Die Modulation, die der Autor Herodots Erzählung angelehnt läßt, bedeutet keine Verbesserung, im Gegenteil: Dem Ganzen fehlt der geschlossene Aufbau. Ohne Traubriele auf Parallelen einzugehen, gereicht dem Stück zum Nachteil, daß wir in Hebbels „Gyges und sein Ring“ ein so fesselndes, groß und edel gestaltetes Vorbild besitzen. Gespensterhaft steht es mit seiner ehernen Versprache hinter dem Prosa-Rollen des Franzosen und nimmt diesem, vielleicht mehr als sein Stück es verdient, den letzten Rest unserer tieferen Anteilnahme.

Es ist schwer zu entscheiden, inwieweit die Aufführung des Kleinen Theaters den Absichten des Autors gerecht wurde. Anzunehmen ist, daß hier ein besonderer Stil gefunden werden mußte, der nur andeutungsweise getroffen wurde. Die Inszenierung schabete jedenfalls durch zu schwache Beleuchtung und zu primitive Ausstattung der Bühne. Die schauspielerischen Leistungen von Erich Siegel (Candaulus) und Alfred Abel (Gyges) waren anständiges Mittelmaß. Die Nyssia aber fand in Angelina Gurkitt eine uninteressante und unzureichende Vertreterin. Den Ensemble-Szenen gaben die übrigen Darsteller nicht mehr Leben als ihnen innewohnt. Das Publikum verhielt sich wenig angeregt. S. B.

Leipzigerstr. 94
Künstlerkonzert.
Zweiter 16. und 17. Januar 1908.
Rote Kreuz.
Lotto.
Man findet
Man gibt
Man nehme